

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 8.

Posen, den 11. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

## Der Seewolf.

Von Jack London.

29. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein Anflug, ein ganz leiser Anflug von körperlicher Schwäche in seiner Stimme, und das wirkte so eigentümlich, daß ich einen raschen Blick auf ihn warf. Er fuhr sich mit der Hand nervös über das Gesicht, als ob er ein Spinnwebchen fortwuschte. Ich war bestürzt. Das alles war so unähnlich dem Wolf Larsen, den ich kannte.

„Wie steht es mit Ihren Kopfschmerzen?“ fragte ich.

„Die plagen mich immer noch,“ lautete die Antwort.

„Ich glaube, es geht jetzt gerade wieder los.“

Er ließ sich ganz zu Boden gleiten. Dann rollte er sich auf die Seite, stützte den Kopf auf den Unterarm, während er mit dem Oberarm seine Augen vor der Sonne schützte. Ich blickte ihn verwundert an.

„Jetzt ist der Augenblick gekommen, Hump,“ sagte er.

„Ich verstehe Sie nicht,“ log ich, denn ich verstand ihn gut.

„Sie haben mich jetzt da, wo Sie mich haben wollten.“

„Nein, das stimmt nicht,“ erwiderte ich, „ich wünschte Sie tausend Meilen fort von hier.“

Er lachte, sagte aber nichts weiter. Als ich an ihm vorbeischnitt, um in die Kajüte hinunterzusteigen, bewegte er sich nicht. Ich hob die Falltür im Fußboden und blickte eine Weile unschlüssig in die Apotheke hinunter. Ich zögerte. Wie, wenn er sich nur verstellte? Das wäre in der Tat hübsch, dann saß ich hier wie die Ratte in der Falle! Ich schlich mich leise auf die Laufbrücke und blickte verstohlen auf ihn hinab. Wieder stieg ich hinunter; ehe ich mich jedoch in die Apotheke gleiten ließ, beobachtete ich die Vorrichtung, die Klappe herunterzulassen. So konnte die Falle jedenfalls nicht zuschnappen. Aber meine Vorrichtung erwies sich als überflüssig. Ich kam in die Kajüte mit einem Vorrat von allerlei Eingemachtem, Schiffszwieback, Blüchsenfleisch und ähnlichem — soviel ich zu tragen vermochte — und schloß die Falltür wieder.

Ein Blick auf Wolf Larsen zeigte mir, daß er sich nicht geregt hatte. Ein neuer Gedanke kam mir. Ich stahl mich in seine Kabine und eignete mir seine Revolver an. Dann fiel mir das große Klappmesser ein, das er stets in der Tasche trug. Ich trat zu ihm und sprach ihn zuerst leise, dann lauter an. Er regte sich nicht. Ich beugte mich über ihn und zog ihm das Messer aus der Tasche. Jetzt atmete ich freier. Er hatte keine Waffe mehr, während ich — jetzt bewaffnet — imstande war, ihm zuvorzukommen, wenn er den Versuch machen sollte, mich mit seinen furchtbaren Gorillaarmen zu packen.

Ich nahm etwas Geschirr aus der Anrichte in der Kajüte, überließ Wolf Larsen sich selbst und ging an Land.

Maud schlief noch. Ich fachte die glimmende Asche

an, und machte mich in fieberhafter Hast daran, das Frühstück zu bereiten. Als ich beinahe fertig war, öffnete sich die Tür, und sie trat ein.

„Das ist nicht recht von Ihnen,“ begrüßte sie mich. „Sie haben meine Vorrechte verletzt. Sie wissen doch, daß das Kochen meine Sache ist und —“

„Nur dies eine Mal,“ bat ich.

„Wenn Sie versprechen, es nicht wieder zu tun,“ lächelte sie.

Zu meiner großen Freude hielt sie nicht ein einziges Mal Ausschau nach dem Strande, und ich konnte den Erfolg verzeichnen, daß sie ihren Kaffee aus der Porzellantasse trank und sich Marmelade auf einen Zwieback strich. Aber das dauerte natürlich nicht lange. Ich sah ihre Überraschung. Sie hatte gemerkt, daß sie von einem Porzellanteller aß. Ihre Augen fielen auf das Frühstück, und nun sah sie eines nach dem andern. Dann blickte sie mich an und wandte das Gesicht langsam nach dem Strande. „Humphren!“ rief sie. Der alte unsagbare Schrecken stieg in ihre Augen: „Ist — — er — —?“ fragte sie zitternd.

\*

Wir warteten den ganzen Tag, daß Wolf Larsen an Land käme. Wir befanden uns in unerträglicher Spannung. Bald sah der eine, bald der andere angstvoll nach der „Ghast“. Aber er kam nicht. Er zeigte sich nicht einmal an Deck.

„Vielleicht hat er seine Kopfschmerzen,“ sagte ich. „Als ich ihn verließ, lag er auf der Achterhütte. Dort mag der die ganze Nacht gelegen haben. Ich glaube, ich werde einmal hinübergehen und nachsehen.“

Maud sah mich flehend an.

„Es ist ganz gefahrlos,“ versicherte ich ihr. „Ich nehme die Revolver mit, und Sie wissen, daß ich alle Waffen genommen habe, die es an Bord gab.“

„Aber seine Arme, seine Hände, seine entsetzlichen Hände!“ erwiderte sie. Und dann rief sie laut: „Ach, Humphren, ich fürchte mich so vor ihm! Gehen Sie nicht — bitte, gehen Sie nicht!“

Sie legte ihre Hand bittend auf die meine, und mein Puls flog. In diesem Augenblick verrieten meine Augen sicher, was ich fühlte. Das liebe, entzückende Mädchen!

„Es ist nicht gefährlich für mich,“ sagte ich. „Ich werde nur über den Bug lugen.“

Sie drückte mir innig die Hand, und ließ mich gehen. Aber die Stelle an Deck, wo ich ihn hatte liegen lassen, war leer. Er war offenbar nach unten gegangen. Diese Nacht wachten wir abwechselnd, denn niemand konnte wissen, was Wolf Larsen einsinken konnte. Er war zu allem fähig.

Wir warteten sowohl den nächsten Tag wie den darauffolgenden, ohne daß er ein Lebenszeichen gegeben hätte.

„Es sind wohl wieder die Kopfschmerzen,“ sagte Maud am Nachmittag des vierten Tages, „vielleicht ist er krank, sehr krank, oder gar tot.“

„Oder er liegt im Sterben,“ flügte sie hinzu, nachdem sie einen Augenblick auf meine Antwort gewartet hatte.

„Um so besser,“ erwiderte ich.

„Aber denken Sie, Humphrey, ein Mitmenschen in seiner letzten einsamen Stunde!“

„Vielleicht,“ meinte ich.

„Ja, vielleicht,“ räumte sie ein. „Wir wissen es nicht. Aber wenn, dann wäre es schrecklich. Ich würde es mir nie verzeihen. Wir müssen etwas tun.“

„Vielleicht,“ meinte ich wieder.

„Sie müssen an Bord gehen und einmal nachsehen, Humphrey,“ sagte sie.

Ich erhob mich gehorsam und schritt zum Strande hinab.

„Aber seien Sie vorsichtig!“ rief sie mir nach.

Ich winkte ihr von der Bad aus, und ließ mich auf das Deck gleiten. Dann ging ich nach achtern auf die Laufbrücke, und rief Wolf Larsen. Er antwortete und schickte sich an, die Treppe hinaufzusteigen, und ich spannte meinen Revolver. Ich tat es ganz offen, aber er nahm keine Notiz davon. Er machte körperlich denselben Eindruck wie das letztemal, als ich ihn gesehen hatte, aber er war finster und schweigsam. Die wenigen Worte, die wir wechselten, konnten kaum eine Unterhaltung genannt werden. Ich fragte ihn nicht, warum er nicht an Land, und er mich nicht, warum ich nicht an Bord gekommen war. Seine Kopfschmerzen waren, wie er sagte, geringer, und so verließ ich ihn ohne weiteres Parlamentieren.

Maud hörte meinen Bericht mit sichtlicher Erleichterung, und der Anblick des Rauches, der sich etwas später aus der Kombüse erhob, versetzte sie in bessere Stimmung. Am nächsten und übernächsten Tage sahen wir wieder den Rauch aufsteigen, und hin und wieder ließ Wolf Larsen sich auf der Achterhütte sehen. Aber das war auch alles. Er machte keinen Versuch, an Land zu kommen. Das wußten wir, denn wir hielten weiter unsere Nachtwachen. Seine Untätigkeit ängstigte und beunruhigte uns.

Auf diese Weise verging eine ganze Woche. Wir hatten keinen anderen Gedanken als Wolf Larsen, und der Druck, den seine Anwesenheit auf uns ausübte, hinderte uns, uns irgendwie mit den Dingen, die wir geplant hatten, zu befassen.

Aber am Ende der Woche hörte der Rauch auf, aus dem Kombüsen-Schornstein zu steigen, und Wolf Larsen zeigte sich nicht mehr auf der Achterhütte. Ich konnte sehen, wie Mauds Besorgnis wieder wuchs, wenn sie sich auch scheute oder vielleicht zu stolz war, ihre Bitte zu wiederholen. Konnte man ihr einen Vorwurf daraus machen? Mir war selbst nicht wohl zumute bei dem Gedanken, daß dieser Mann, den ich zu töten versucht hatte, so nahe seinen Mitmenschen allein sterben sollte. Er hatte recht: die Tatsache, daß er Hände, Füße und Körper hatte wie ich, bedeutete eine Forderung, die ich nicht außer acht lassen konnte. Das zweitemal wartete ich daher nicht, bis Maud mich schickte. Ich stellte fest, daß wir kondensierte Milch und Marmelade brauchten, und eröffnete ihr, daß ich an Bord gehen wollte. Ich konnte sehen, daß sie schwankte. Sie ging sogar soweit, zu murmeln, daß die Sachen nicht so wichtig wären und daß mein Ausflug ergebnislos verlaufen könnte. Und wie sie früher aus meinem Schweigen meine Gedanken erraten hatte, so hörte sie jetzt aus meinen Worten heraus, daß ich nicht um der kondensierten Milch und der Marmelade willen an Bord ging, sondern wegen ihrer Besorgnis, die sie nicht hatte verbergen können.

Als ich bei der Bad war, zog ich mir die Schuhe aus und ging auf Strümpfen geräuschlos nach achtern. Diesmal rief ich auch nicht von der Laufbrücke. Ich stieg vorsichtig hinunter und fand die Kajüte leer. Die Tür zu seiner Kabine war verschlossen. Ich dachte zuerst daran, anzuklopfen, erinnerte mich dann aber meiner vorgehabenen Absicht und entschloß mich, sie auszuführen. Sorgfältig jedes Geräusch vermeidend, hob ich die Falltür im Boden und legte sie um. In der Apotheke wurden sowohl Kleidungsstücke wie Lebensmittel aufbe-

wahrt, und ich nahm die Gelegenheit wahr, mich mit Unterwäsche zu versehen.

Als ich wieder heraufkam, hörte ich ein Geräusch aus Wolf Larsens Kabine. Ich duckte mich und lauschte. Der Türgriff knarrte. Instinktiv schlich ich mich hinter den Tisch zurück und spannte meinen Revolver. Die Tür öffnete sich, und er erschien. Nie hatte ich eine so tiefe Verzweiflung gesehen wie die, welche sich auf seinem Gesicht — dem Gesicht Wolf Larsens, des Kämpfers, des starken Mannes, des Unbezwinglichen — ausprägte. Wie ein Weib, das die Hände ringt, hob er die geballten Fäuste und stöhnte. Dann ließ er die eine Hand sinken und fuhr sich mit der Handfläche langsam über die Augen, als wüsche er Spinnweben beiseite.

„Gott, Gott!“ stöhnte er, und wieder hob er die Fäuste in der unendlichen Verzweiflung, die in seiner Kehle zitterte.

Es war gräßlich. Ich zitterte am ganzen Körper und konnte fühlen, wie mir der Schauer den Rücken entlang rann und der Schweiß auf die Stirn trat. Es gibt sicher wenig Dinge in der Welt, die furchtbarer sein können als der Anblick eines Starken in dem Augenblick seiner äußersten Schwäche, seines völligen Zusammenbruchs.

Aber durch die Anspannung seines unbezwinglichen Willens gewann Wolf Larsen seine Selbstbeherrschung wieder. Es war eine mächtige Anspannung. Seine ganze Gestalt wurde von dem Kampfe geschüttelt. Es sah aus, als sollte er im nächsten Augenblick bewußtlos niedersinken. Sein Gesicht zuckte und verzerrte sich vor Schmerz, bis er wieder zusammenbrach. Und wieder hob er die Fäuste und stöhnte. Ein, zweimal schöpfte er tief Atem und seufzte. Dann gelang es. Ich hätte fast glauben können, daß es der alte Wolf Larsen war, und doch lag in seinen Bewegungen eine Anwendung von Schwäche und Unentschlossenheit.

Ich war beunruhigt, begann mich zu fürchten. Er mußte auf seinem Wege auf die offene Falltür stoßen, und das hieß, daß er mich entdeckte. Ich war wütend auf mich selbst bei dem Gedanken, in dieser feigen Stellung, auf dem Boden kriechend, gefaßt zu werden. Noch war Zeit. Ich sprang auf und nahm ganz unbewußt eine trotzig Haltung ein. Aber er beachtete mich gar nicht. Auch die offene Falltür schien er nicht zu beachten. Ehe ich noch die Situation richtig verstanden hatte, war er in die Öffnung getreten. Der eine Fuß glitt hinein, während der andere gerade im Begriff war, sich zu heben. Als er aber den festen Boden unter sich vermählte und die Leere spürte, war er im selben Augenblick wieder der alte Wolf Larsen mit seinen Tigermuskeln. Im Fallen schleuberte er seinen Oberkörper hinüber, so daß er mit ausgestreckten Armen auf Brust und Bauch drüben landete. Im nächsten Augenblick hatte er die Beine hochgezogen und war aus dem Loch heraus. Aber er rollte in meine Marmelade und mein Unterzeug.

Sein Gesichtsausdruck zeigte, daß er wußte, was hier vorging. Bevor ich jetzt jedoch seine Gedanken erraten konnte, hatte er schon die Falltür über der Apotheke geschlossen. Da verstand ich. Er dachte, er hätte mich gefangen. Er war blind, stockblind. Mit zurückgehaltenem Atem, um mich nicht zu verraten, beobachtete ich ihn. Er trat schnell in seine Kabine. Ich sah, wie seine Hand den Türgriff verfehlte, tastete, ihn aber nicht fand. Das war eine günstige Gelegenheit. Ich lief auf Zehenspitzen durch die Kajüte und die Treppe hinauf. Er kam zurück und schleppte eine schwere Seeflechte hinter sich her, die er auf die Falltür stellte. Dann nahm er die Marmelade und das Unterzeug und legte alles auf den Tisch. Als er dann nach oben ging, zog ich mich schnell zurück und kletterte geräuschlos auf die Hütte.

Er schob die Schiebetür ein wenig beiseite und stützte die Arme darauf, blieb aber auf der Laufbrücke stehen. Es hatte den Anschein, als bläse oder starre er vielmehr

das Ded des Schöners entlang, denn seine Augen waren ganz starr und blinzelten nicht. Ich stand nur fünf Fuß entfernt von ihm — gerade vor seinen Augen. Es war unheimlich. Ich kam mir wie ein unsichtbarer Geist vor. Plötzlich schritt er mit einer Schnelligkeit, die mich überraschte, über das Ded. Zu meinem Aerger stieß er auf meine Schuhe auf der Treppe, und nahm sie in die Kommode. Ich beobachtete ihn, wie er Feuer machte und daranging, sich sein Essen zu kochen. Dann schlüpfte ich an der Kommode vorbei und kletterte auf den Strand, um barfuß Bericht zu erstatten.

(Fortsetzung folgt.)

## Zwei „Buschaden“.

Zum 20. Todestage von Wilhelm Busch am 9. Januar 1928.

Erzählt von Artur Jger.

(Nachdruck untersagt.)

### Der Rosenstrauch.

Im Garten seines ländlichen Ausflugs zu Wiesbaden hatte der Altmaler des Humors einen Rosenbusch gepflanzt, auf dessen gutes Gedeihen er nicht wenig stolz war. Bei seinen Freunden, Nachbarn und guten Bekannten im Orte wurde der Rosenstrauch auch ob der Schönheit seiner Blüten viel bewundert.

So sehr sich Busch über diese Anerkennung freute, so groß war seine Abneigung gegen die aufdringliche Neugier seiner Verehrer und Verehrerinnen. An einem schönen Augusttage war der Meister gerade damit beschäftigt, im Vorgarten einige Äpfel zu pflanzen, als von der Straße her ein Tourist seine Stimme erschallen ließ:

„Ach, sagen Sie, sind Sie vielleicht der berühmte Busch?“

„Ich?“ erwiderte der Humorist. „Ach nein. Aber wenn Sie ihn sehen möchten, ich will ihn Ihnen gern zeigen.“

„Reit von Ihnen“, beeilte sich der Fremde zu sagen. „Er soll etwas zugeknüpft sein.“

„Ach nein. Er hat zwar Knöpfe“ (Sprossen), aber er ist sonst ganz offen. Darf ich bitten?“

Damit geleitete er den Besucher in den hinteren Garten.

„Bitte, hier ist der berühmte Busch.“

Das Gesicht des Fremden soll so in die Länge gegangen sein, daß, wie Busch später im vertrauten Kreise erklärte, es „schon erbröckelte, eine Karikatur davon zu machen“.

### Die Porträtierin.

Wenn gar zu aufdringliche „Verehrerinnen“ in sein ländliches Heim eindringen, dann konnte der große Humorist auch recht grantig werden; ging ihm aber etwas „über die Dultsnur“, so setzte er es wiederum in Humor um. So schlich sich einmal ein im „späten Mittelalter“ stehendes Fräulein bei ihm ein und beugte sich mit zuckersüßem Schmeicheln, den Künstler für die Anfertigung eines Porträts von ihr zu interessieren. Sie wollte ihm gar zu gern „sitzen“, und wenn es wochenlang dauerte, so erklärte sie sogar bereit, jeden vom Künstler geforderten Preis zu bezahlen.

„Nun“, meinte der Meister, mit todernter Miene an seinem Pfeifchen schmauchend, „Porträt ist zwar nicht mein Spezialfach, aber Ihr Antlitz reizt mich zu einem Bildnis von Ihnen, meine Dame. Und wenn Sie die Veröffentlichung in einer angesehenen Zeitschrift gestatten würden, brauchen Sie nicht einmal etwas zuzahlen.“

Daß die Besucherin diesen für sie ebenso billigen wie schmeichelfastigen Vorschlag beseligt annahm, bedarf nicht erst der Versicherung. Die ganze „Sitzung“ währte auch nur fünf Minuten. Als aber die „Porträtierin“ das „Meisterwerk“ sehen wollte, lehnte Busch höflich, aber bestimmt ab. Es sei das ein alter Aberglauben von ihm, Originale erst nach der Reproduktion zu zeigen. Doch in wenigen Wochen werde ihr die Zeitschrift mit ihrem Konterfei ins Haus flattern.

Nach etwa anderthalb Monaten brachten die „Fliegenden“ ein „Albumblatt an Fräulein Eveline X.“. In der Mitte prangte in ovalem Rahmen die Karikatur einer verschobenen alten Jungfer, und darunter stand ein lombischer Lobgesang auf die porträtierische „Späte Maid“. Bildnis und Verse stammten von Wilhelm Busch.

Der Meister hatte also Wort gehalten. Ob freilich Jungfer Eveline von dieser „Eulogium“ befriedigt war, ist niemals zur Kenntnis der Öffentlichkeit gelangt.

## Der teure Neujahrsbraten.

Von Rolf Seeharsch.

Baldemar Atterdag ist ein Bauer, ein wackeliger Hollandbauer, wortkarg und von sich eingenommen, um nicht stolz sagen zu müssen. Er wohnt dort weit draußen, wo die Bemerkungen nicht gar weit von den fast unübersehbaren Ästern des großen Meeres liegen.

Daß der schöne Strom allein etwas Leben und Unterbrechung in die eintönige Hollandebene bringt, wissen sie alle, die Bauern dort! Und deshalb sind sie auch nicht wenig stolz auf „ihren“ Meier, der sich wie eine Hauptschlagader durch die Lande zieht.

Wiewohl! Alles Gute hat aber auch, kritisch betrachtet, mindestens eine Schattenseite, dies mußte unser Baldemar Atterdag

jüngst, just an dem Zeitpunkt von neuem erfahren, wo das alte Jahr zu Neige ging und das neue sich zur Antunft rüstete. Und daß eine solche Spanne Zeit mitunter auch einmal recht lang ausfallen kann, das weiß seither Baldemar Atterdag, der Hollandbauer.

Also, am Silbestertag war's! Zur Weihnacht hatte es in den Schweizerbergen und im Schwarzwald massig Schnee herausgeworfen. Mit stillem Ingrimm bemerkte dies Frau Sonne. Sie ließ, schelmisch lächelnd, einige Wärmekalorien auf das Thermometer einwirken und siehe, sie zwang es! Verheerend tobten die Schmelzwasser in die Täler und der Winterriesen zog sich auf die höchsten Berggipfel und schattigen Täler zurück...

Vater Rhein bekam einen Hauptanteil von den wilden Wassern. Wie berauscht wälzte er sich in seinem Bette und fand es viel zu eng! Arme und Beine warf er schraubend rechts und links über die Bettstelle. Und je weiter er in die Ebene kam, und die Berge und Bohnstetten wie aus Furcht vor ihm zurücktraten, da schöpfte er neuen Mut und wohligh breitete er sich aus. Deiche und Dämme überholte sein jugendlicher Uebermut und gleißend grinste er mit breitem Maule in den Niederungen von Holland.

Baldemar Atterdag hat Glück! Sein Gehöft stammt aus Ur-väterzeiten, und die haben es, wohlüberlegt, so erhöht gebaut, daß es heute wie eine Insel aus den Fluten ragt. Ihm kann das Wasser nichts anhaben, so hoch kann es nicht ansteigen. Die Scheunen stehen, vollgefüllt, im Trodenen und Vieh und Eigentum ist gesichert. So steht Baldemar Atterdag breitspurig und behäbig unter dem Bogen seines Wohnhauses und schaut in die Ferne.

Silbestertag ist heute! Und von der Außenwelt so gut wie abgeschnitten! Nicht einmal ein Häslein in der Pflanze. Gänse- und Gänserkeim hat er doch das ganze Jahr hindurch genug. Sonst um diese Zeit hatte er sich stets noch einen Meister Lampe als Neujahrsbraten heimgeholt, diesmal hat das plötzliche Wasser sein Wütschen durchkreuzt!

So schmaucht er bedächtig seine lange Pfeife und spuckt von Zeit zu Zeit bräunlich zwischen seine klöbigen Holzschuhe. Ringsum Wasser und darinnen Sonne; wie das blinzt und gleißt! Dort ragt eine Stange aus dem Wasser, dort schwimmt etwas... könnte, dem Aussehen nach, ein Korb oder sonst ein Flechtwerk sein. Und dort? Dort ragen ja nur die Kronen der Alleebäume aus den Fluten.

„Proch... troch...“ das schwarze Krähengesinde treibt sich dort umher... „Donnerkeil...!“ Der Alte spuckt, und schaut wieder... Dort in der Krone sitzt doch etwas Größeres! Und bewegt sich gar?! Plink eilt er in die Stube und bringt den Feldstecher. Nichtig! Etwas Lebendes! Es ist hasenfarben und — hat Rüssel!... Jetzt schlägt es nach den Krähen... Es ist... wahrhaftig... ein Hase! Am Baume ein — Hase!

Du wirst mein Neujahrsbraten! So denkt der alte Baldemar Atterdag, holt seine rostige Schrotflinte vom Wandbaken, ruft Jan, seinen Knecht, den er gerade bei der Milchei. Heute ist ja Silbestertag, so denkt Baldemar und lächelt. Ist eben junges Volk...

Der plumpe schwere Hahn wird „geschicklich“ gemacht und in die Flut gezerrt. Der kluge Hollandbauer ist eben für alle Eventualitäten ausgerüstet! So... überlegen lächelnd rubert nun Baldemar den Baumkronen zu. Es geht im Eifer gut voran und bald legt er, recht vorsichtig, mit dem Hahnen an.

O — die Kette fehlt! Macht nichts! Der Hollandbauer ist nicht so dumm, wie er dreinschaut! Nach dem Unterhosenband gelöst, herausgezogen und den Hahn damit angeknüpft. Entsetzt fixiert Meister Lampe auf den kühnen Ruhestörer und brüht sich ängstlich tiefer ins Gesicht...

„Proch... troch...“ schimpfen über ihn die Krähen. Baldemar Atterdag schmunzelt. Du bist zu schade für den Schuß. Ich will meinen Neujahrsbraten ungespiet. Fangen will ich dich!

Und wirklich! Baldemar Atterdag steigt aus dem Hahnen. Jetzt ein starker Griff nach den Hasenrüsseln... ein kühner Sprung des Hasenfüßers just über den Kopf des alten Baldemar und — der Hase gleitet mit Hahn und Schießprügel am Wasserspiegel davon, hinter sich eine schöne Wasserbahn zeichnend...

Meister Lampe äugt entsetzt nach allen Seiten, ihm ist es gar nicht so geheuer in dem schwimmenden Rasten — ringsum — Wasser — er trocknen Fußes? — O, und... da lehnt sogar dieser verwünschte Schießprügel, eifig läuft es über seinen Hasenrüsseln... Doch — schließlich — sitzt es sich hier doch beher als in den Nesten eines Baumes und er bleibt aufrecht sitzen.

Baldemar Atterdag — und du? Um Gotteswillen! Du hochst lässig nach oben, Hammerst dich an den Ast und vergißt das Atmen! Was nun? Jetzt sitzt du gut! Das einzige Boot, das es am Gehöfte gibt, dort schwimmt es... dort...!

Baldemar Atterdag, du kluger Hollandbauer, den alle Leute in der Umgebung um Rat fragen, wenn sie ihn nötig haben, das erstmal in deinem Leben wohl bist du ratlos!?

Er sinnt und sinnt, doch kommt er auf keinen grünen Zweig. Muß er sich denn wirklich vor seinem Gefinde bloßstellen? Er... der Bauer! Die Zeit verrinnt, im Westen geht die Sonne schlafen. Glutgrot brennt rings die Ebene...

„Ohoi...!“ Klagenb lindt sein Fuß hinüber zum Gehöfte. Totenstille rings, nur die Wasser zu seinen Füßen plätschen und glucksen...

„Jan... ohoi...!“ Immer kritischer, immer ängstlicher. „Ohoi...!“ Nichts! Nichts! Dieser Trottel von einem Knecht! Natürlich, das hat dem Kerl noch recht gepaßt, nun ist er mit seinem „Marieten“ allein im Hof! Vor lauter Schrecken und Knutschen hören sie nichts! Laßt mich nur heimkommen! Himmel...

kreuzdonnerwetter! — und die Nacht bricht herein und Baldemar hockt noch auf seinem Aste . . .

„... ohooooiii . . .!“ wieder ein matter Ruf. — Da — endlich, wie eine Erlösung, eine Antwort? Sein Jaul

Ein langes Hin und Wider . . . und dann kommt der Knecht durch die Nacht geplänscht . . . auf dem Scheunentore, das er zum Floß umgebaut . . . Matt und gebrochen an Leib und Seele landet schließlich Baldemar bei seinem Gehöfte.

Und als er im Bette liegt und sich einen steifen Grog nach dem andern bringen läßt, klingen die Silbesterklöden herüber aus der Ebene . . . Da ruft er seinen Knecht und das Marielen. „Seht euch“, sagt er, „Ihr habt mir nun so lange treu und redlich gedient und als Anerkennung dessen will ich euch jetzt auch behilflich sein, daß Ihr euch nun als Bauer und Bäuerin euer Lebensglück gründen könnt. Ich denke dabei an das kleine Gehöft drüben überm Rhein, da es mir etwas zu weit vom Schuß liegt. Bewirtschaftet es für euch, und über den Pachtzins will ich mit euch übereinkommen.“

„Bauer . . . Herr . . .“ stottert Jan . . . und das Marielen reißt erschreckt die Augen auf.

„Doch“, so spricht Baldemar weiter — „ein Versprechen nehme ich euch damit ab! Niemals und keinem Menschen dürft Ihr von dem heutigen Vorkommen auch nur ein Sterbenswörtlein erzählen!“

Als ihm dies Jan und Marielen versprochen, da atmet Baldemar erst wieder auf und wohlwollend lächelnd schickt er sie schlafen.

Wohl entgeht ihm durch das Versprechen ein schönes Stücklein Geld, und fast reut es den alten Kitz schon wieder. Aber, da strafft sich in ihm der Bauernstolz! — Diesmal geht es ja doch um seine Bauernehre, und — nur so bleibt er nun weiter der Baldemar Atterdag, der kluge Sollandbauer!

(Mit besonderer Genehmigung des Romantik-Verlages.  
Berlin, dem Buche „Tannenreifer“ von Rolf Seeharsch entnommen.)

### Spiritistische Sitzung.

#### Eindrücke eines Normalmenschen.

Etwas Ungewöhnliches ist angekündigt; die Sitzung der Spiritisten soll nicht in dem üblichen Rahmen verlaufen, man hat Besonderes zu erwarten; durch einen neunzehnjährigen Radiointallateur wollen die Geister der Verstorbenen zu den Gläubigen sprechen und die Rätsel des großen Weltisblems lösen. Keine geringen Versprechungen, die die Bruderschaft der Spiritisten gibt. Der kleine Saal, der für diese aufregenden Geschehnisse den Schauplatz bieten soll und feierlich mit Kerzen beleuchtet ist, füllt sich langsam. Mitternacht ist es, die Arbeit fängt die Versammelten da und warten in Ruhe auf den Augenblick, da die Wunder des Unterbewußten sich offenbaren werden, nicht anders, als saßen sie im Kino, um den neuesten Chaplin-Film über sich ergehen zu lassen.

Weitans der größte Teil der Besucher besteht aus Frauen, meist ältere Frauen aus Volk und Mittelstand, die sich in einen behaglichen Schwatz über Weihnachtseinkäufe, Hunde, Hauswirt und Bosheit der Welt vertieft haben.

Ein kleiner Mann im grauen Jacketanzug geht auf die Mednertribüne, auf der ein mit einer klä Dede belegter Tisch steht. Er zündet die beiden Altarleuchten an, die darauf stehen, gibt der Orgel ein Zeichen, und alle Gespräche über Schwarzsaure und die sündige Welt verstummen. Nur eine Stimme sagt noch durchdringend: „Ich mache es mit Zwiebeln!“ Dann wird es still, und die Versammelten beginnen mit brüchigen Stimmen zu singen, während das hagere, bebrillte Männchen auf der Tribüne Platz nimmt. Der große Augenblick ist noch nicht gekommen, aber es kann nicht mehr lange dauern.

Endlich erscheint das Medium, alle erheben sich vor dem kleinen Radiointallateur mit den mädchenhaften Gesichtszügen, der wie ein Konfirmand aussieht. Er ist in gewaltiger Ekstase, sicherlich selber überzeugt, ein Werkzeug, ein Lautsprecher des Himmels zu sein. Er trägt ein weißes Gewand und ein goldenes Kreuz auf der Brust. Als er in dem Polsterfessel Platz nimmt, durchläuft ihn ein Zucken, er bekommt so etwas wie einen Starrkrampf und schließt die Augen.

Alle reden die Hölle. Jetzt kommt der Geist über ihn, in ihn. Er erhebt sich, greift sich ans Herz, beginnt zu sprechen, fließend, in rasendem Tempo. Man erfährt aus seinem Munde, wie die Welt eingerichtet ist, das ganze Sonnensystem, die göttliche Gas-Art, die Katastrophenkeime, die sich an die Planeten heften und zu Erdkugeln werden, wenn sie genügend Nahrung aus dem Mutterplaneten gesaugt haben. Daraus entsteht das Ganzen! Dann erzählt er, wie das ganze Erdenleben sich entwickelt hat — sinnverwirrtes Geschwätz. Die Stimme ist monoton, die Worte werden falsch zusammengesetzt, um einen Hibelstil zu erzielen. Aber die Versammelten lauschen andächtig. Es spricht ja ein Geist zu ihnen, die wandernde Seele eines Verstorbenen, vielleicht auch Gott selber. Deshalb steigert sich bei jedem unbekannten Fremdwort, das meistens falsch angewandt wird, und bei jeder tollkühnen Behauptung die Ekstase. Mit angespannten Mienen sitzen die Zuhörer da.

Immer, wenn das Medium etwa eine Viertelstunde gesprochen hat, sinkt es wankend auf den Sessel nieder, von Krämpfen geschüttelt, während das hagere, bebrillte Männchen es bei der Hand faßt und die Gläubigen wieder singen.

Einmal steht der lebende Lautsprecher auf und sagt: „Guten Abend, liebe Brüder und Schwestern! Ich bin noch nicht lange von euch fort — ich war ein bekannter Mann, der zu dem Volke sprach und in den Zeitungen schrieb, und ich habe für den Spiritismus gekämpft.“

Der Geist ruft auch jetzt die Versammelten auf, sich immer eifriger in der spiritistischen Bewegung zu betätigen, denn der Sieg ist nahe, der Endsieg!

Plötzlich wird der Name eines bekannten Schriftstellers genannt, der vor einigen Jahren gestorben ist. Sein Geist ist in das Medium gefahren und fragt, ob jemand mit ihm sprechen wolle.

Eine einfache Frau erhebt sich von ihrem Platz im Saal, tritt zu dem Medium und faßt seine Hand. Da trägt der Geist ihr einen Gruß an die Witwe des Toten auf und erzählt, daß er sich meistens in Italien aufhalte, worauf er wieder entschwebte.

Zweieinhalb Stunden dauert die Sitzung, die wie eine Szene aus dem dunkelsten Mittelalter anmutet. Menschen, die im Alltagsleben ganz normal wirken, werden in einen ekstatischen Zustand versetzt, so daß sie mit westentückten Mienen den kindischen Ausführungen eines Jenseitigen zuhören, die ihnen durch einen kaum erwachsenen Menschen übermittelt werden. Und am Schluß des Abends gehen alle hochbefriedigt nach Hause, als hätten sie einen wirklich spannenden Film gesehen. Nach ihrer Meinung ist es ein sehr wohlgelungener Abend, da so interessante Geister gekommen sind.

Wir verlassen den kleinen Saal mit den roten Wänden und den Altarleuchten und fassen uns erstaunt an den Kopf, als draußen Straßenbahnen rattern, Autos flitzen, Flugzeuge brummen. Ist dies das Jahrhundert der technischen Fortschritte, der wissenschaftlichen Aufklärung? Schreiben wir wirklich das Jahr 1927 und vermag das Gefasel eines nicht ganz zurechnungsfähigen Jünglings Menschenjahren ihre Zeit zu stehlen? Ist aller Fortschritt doch nur Kreislauf und beginnen wir davon vorn, wo unsere Vorfahren im trassen Aberglauben standen? Wenn man bei den Spiritisten war, möchte man es fast annehmen.

### Gedenktage.

11. Januar.

Gustav Falke, einer der feinsten und bei aller Parteilichkeit doch durchaus männlichen Lyriker aus dem Kreise um Villenron wäre am 11. Januar 76 Jahre alt geworden. Er ist in Albed geboren, ein Neffe des bekannten Kultur- und Kunsthistorikers Jakob Ritter von Falke. Von 1878 bis 1903 lebte er als Musiklehrer in Hamburg. Dann setzte ihm der Senat der Stadt Hamburg einen Ehrensold aus, der es ihm gestattete, seiner Dichtung zu leben. Er starb in Groß-Borfel bei Hamburg am 8. Februar 1918. Wenige Jahre vor seinem Tode, 1912, gab er in dem Buch „Die Stadt mit den goldenen Türmen“ die Geschichte seines Lebens. Aber nicht in der Prosa-Erzählung lag Falkes Stärke, obwohl er auch einige Bände mit novellistischen Arbeiten veröffentlichte, sondern in der Dyl. Detlev von Villenron hatte ihm hier den Weg gewiesen, und in seinem Gefolge erschien er, als er, fast ein Vierziger, 1891 sein erstes Gedichtbuch „Mynherr der Tod“ herausgab. Freilich fehlt Falke das stürmische Temperament Villenrons, er ist nicht der Eroberer, sondern der Ensigende. Aber die Verse Falkes haben eben dadurch ihren eigenen starken Ton. „Vom Malerischen zum Dichterischen vorzudringen“, war sein Ziel, „vom Blendenden zum Schlichten, vom Lauten zum Stillen“. So ist seine Dichtung allem Lärm, jeder großen Geste abhold. Aber ihm gelang jenes männlich starke, schöne „Gebet“, das unergessen bleiben wird, selbst wenn sonst sein Werk verschwände:

„Herr, laß mich hungern dann und wann,  
satt sein macht kumpf und träge,  
und schid mir Feinde, Mann um Mann,  
Kampf hält die Kräfte rege.“

Gib leichten Fuß zu Spiel und Tanz,  
Flugkraft in goldne Ferne,  
und häng den Kranz, den vollen Kranz,  
mir höher in die Sterne.

### Fröhliche Ecke.

Schwedischer Humor. Der Bauer Olaf lieferte Butter an einen reichen Bäcker in Stockholm. Eines Tages kam es diesem vor, als sei die Lieferung etwas knapp ausgefallen. Er wog die Sendung und siehe da: sie hatte beträchtliches Untergewicht. Der Bäcker lief wutentbrannt zum Kadi und ließ Olaf zittern. Vor Gericht fragte man diesen, ob er denn keine Wage zu Hause habe. Ja, gewiß hatte er die; aber die Gewichte brauchte er nicht. Warum nicht, beehrte der Richter zu wissen. „Jedesmal“, antwortete der Sünder, „wenn ich dem Mäler drei Pfund Butter liefern soll, lege ich ein Dreipfundbrot von ihm auf die Waagschale — dann werden es drei Pfund Butter, wenigstens so gute Pfunde, wie sie für einen Bäcker passen.“ — Der Angeklagte wurde freigesprochen.

Communalpolitik. „In diesem Haus ist also der berühmte Dichter geboren worden. Na, hören Sie, Herr Bürgermeister: darauf kann Ihr Städtchen doch stolz sein, — und dabei ist nicht mal 'ne Tafel an dem Haus?“ — „Ne, das hat die Gemeindeverwaltung nicht bewilligt. Das Haus gehört jetzt nämlich dem Stadtrat Falke, und den können sie alle nicht leiden.“

Stil. „Wann Sö mit mir politisch diskutieren wollen, nacha hsteln S' ehana a Bier! Mit Rimonaßn dürfen S' höchstens über Bildung reden!“

Verantwortlich: i. V. Guido Baehr, Poznan.